

Kunst, schädliche Gedankenströme von sich abzulenken; er zeigt, wie jedes Verweilen bei den Fehlern anderer eben diese Fehler in uns selbst hineinprägt, denn jeder unfreundliche, bittere Gedanke ist eine schädliche materielle Substanz, die wir in unseren Körper einlassen; und Schritt für Schritt kommt die Erkenntnis, wie wir immer wieder falsche Überzeugungen sozusagen in unseren Leib einbauen, wie wir förmlich darauf warten, in einem bestimmten Alter der Schwäche und dem Greisenthum anheimzufallen, hoffnungslos und ergeben. Wie wir lernen sollen, die millionenjährige Todeserfahrung des Organischen, die in unserem Blute kreist, zu bannen; denn durch alle Wunder, auf allen Hochwegen der Vererbung schleicht uns dieses nach — dies Wissen — nein, bloß dies Erinnern an den endgültigen Zerfall der Zellen.

Prentice Mulford selbst ist leider noch gestorben, — aber gewiß zum letztenmal; und auch das war sicher pure — Schlamperei!

Bittet, so wird euch gegeben, klopft an, so wird euch aufgetan. Wie zu bitten, — wo anzuklopfen, — das hat er gelehrt. Er führt uns bis an das verhangene Allerheiligste des Selbst. — Eintreten muß jeder allein.

Österreichisches / Von Hermann Bahr

I

Queger ist geheimer Rat worden. Das ist ein historischer Moment. Denn es bedeutet: der Greißler ist Erzellenz geworden. Die wiener Situation von 1890 war: die Verlassenheit des Greißlers. Unsere alten Liberalen, immer volkscheu, mit dem österreichischen Wesen unbekannt, nur vom Gehirn lebende Leute, die nichts als eine schöne, kleine Sammlung von Gedanken hatten, aus dem Westen importierten Gedanken, mit welchen sie nun alles zu bestreiten meinten, waren unfähig, irgendein Bedürfnis zu verstehen, das sie nicht in dem allgemeinen Schema der bürgerlichen Doktrin verzeichnet fanden. Sie hatten keine Ahnung, daß dieses österreichische Leben, seit Jahrhunderten abgewendet von Europa, sich nun nicht einfach über den Kamm der westlichen Entwicklungen schieben ließ. Das Volk, in seiner Vorliebe für große, klare Vereinfachungen,

nannte sie deshalb: Advokaten. Sie vergaltten es ihm, indem sie verächtlich sagten: Diese Greißler! Und statt, wie die klugen Franzosen, den *épiciers* zu radikalisieren, wodurch er nicht intelligenter, aber der Intelligenz dienstbar wird, ließen sie es darauf ankommen, daß der Zanf zwischen den Advokaten und den Greißlern öffentlich ausbrach, wobei der Ausgang von vornherein nicht zweifelhaft sein konnte, da doch der Greißler immerhin ein Stück wirkliches Leben, eine Realität ist, während der Advokat aus Rhetorik besteht. Und jetzt begab es sich, daß einer von den Advokaten, der junge Doktor Karl Lueger, innerlich ganz ein Advokat wie die andern, nur gescheiter, beweglicher und mit einer vorstädtischeren Rhetorik, auf den Einfall geriet, den unbefriedigten Greißler für seinen lauernden Ehrgeiz auszunützen. Zunächst geschah ihm, was später bald im Großen geschah: es zeigte sich, daß der Greißler stärker war als der Advokat, der Bauch stärker als das Hirn, und der junge Advokat wurde mit Haut und Haaren vom Greißler verschluckt, Lueger wurde assimiliert. Er hatte gedacht, sie zu seinen Trabanten zu machen, aber sie machten ihren Trompeter aus ihm. Und als nun dieser Trompeter blies, kamen alle gierig herbei, die seit Jahren den Advokaten nicht mehr trauten. Der Hausherr vom Grund und der Kaufmann von der Ecke und der kleine Fabrikant, nervös geworden, immer nur von tönenden Ideen zu hören, statt von ihren brennenden Sorgen, kamen und boten sich dem Greißler an, denn der Greißler war wenigstens eine Wirklichkeit, und dies empfanden alle dumpf in ihrer Not, daß es galt, ihre Wirklichkeit durchzusetzen und doch endlich einmal sozusagen erst auf die Welt zu kommen. Es war ein Aufstand der Wirklichkeit, dies darf man ja nicht verkennen; das Bedürfnis der kleinen Leute machte den Mund auf, das war der Lueger. Wäre er es geblieben, wäre er dabei geblieben, die Wirklichkeiten, die er hinter sich hatte, mit dem fröhlichen Mut seiner Jugend, mit seiner ungemeynen Begabung für den kleinen Kampf im Wirtshaus und auf der Gasse, mit seinen guten Ohren für die so beweglichen Launen der Wiener zu führen, wäre er der Greißler geblieben, zu dem er sich resolut gemacht hatte, er wäre heute noch der Herr von Wien, den er jetzt, mit ängstlich zitternden Späßen, nur noch mühsam mimt. Aber es zeigte sich, er hatte doch den Greißler bloß gespielt, aus dem nun, in den Stunden der Entscheidung, wieder der kleine Advokat mit seinem dürftigen Ehrgeize kroch. Es zeigte sich, daß er selbst

doch ganz ebenso unwirklich war wie jene alten Liberalen damals. Dies zeigte sich: in seinem Verhältnis zum Hof, in seinem Verhältnis zur Macht, in seinem Verhältnis zu den Arbeitern. Zu den Arbeitern steht er genau so wie jene alten Liberalen damals zum Greißler. Er sieht überall nur bösen Willen, hält alle für verhext und verführt und glaubt, wenn er die Wahlen fälscht und nur im Augenblick ein paar Stimmen fängt, durch solche kleinen Ränke der alten Taktik die Weltgeschichte abzusperren und auszudrehen. Und genau wie jenen alten Liberalen gilt auch ihm jetzt längst die Macht weit weniger als ihr Schein. Nur vor allem sich mächtig zu zeigen, mit der goldenen Kette geschmückt, der Held rauschender Feste, von schwärmenden Frauen umdrängt, und in der Tat schon einem kleinen Potentaten gleich, der überall seinen Namen in goldenen Lettern, sein Bild bekränzt findet, dem mit fürstlichen Ehren gehuldigt wird, den der Jubel der Gasse wie das freundliche Nicken der Großen, von Prälaten, Ministern und Erzherzogen, überall empfängt, ist ihm das Höchste. Und für diesen Schein, in dem er schwelgt, hat er Stück für Stück von seiner wirklichen Macht hergegeben, bis es soweit ist, daß er jetzt schon seinen eigenen Leuten lächerlich wird und sich am Ende jetzt von wirklich Ehrgeizigen, denen es darum zu tun ist, zu herrschen, nicht zu glänzen — um das Gefühl und um die Wirkungen der Macht, nicht um ihren leeren Schein —, ungeduldig weggeschoben und um seinen Lohn betrogen sieht. Und er, der noch vor zehn Jahren der Schrecken der Hofburg war, steht jetzt mit submissen Bücklingen da, auch darin jenen alten Liberalen gleich, die es auch immer vorzogen, Freiheiten und Rechte devot im Gnadenwege zu erwarten. Und so hat man endlich jetzt auch oben eingesehen, daß er ja doch garnicht anders ist als die anderen auch, und daß er auch nichts anderes will als alle, nämlich halt ein kleines, gutes Plakert für sich an der Sonne; wenn man das nur schon vor zehn Jahren gewußt hätte, hätte man sich gegenseitig manchen Verdruß erspart! Immerhin ist man ganz froh und macht gern dem alten Herrn eine Freude, und so wird er Geheimer Rat, die wirklich Ehrgeizigen gönnen es ihm, ihnen schadets ja nicht, und boshaft schmungeln in den Ministerien die schlauen, alten Hofräte: Man hat in ihm die ganze Partei gekrönt, es ist sozusagen ein Symbol, denn in ihm ist der Greißler jetzt Exzellenz geworden. — Was mag sich nur unser alter Kaiser manchmal denken! Er hat in seinem langen Leben

so viele trotzig aufrechte Männer des Volks gesehen. Und immer kommt dann ein Tag, da geht die Türe weit auf, und der Volksmann erscheint, um sich zu bedanken, und lallt vor Rührung, nun auch Erzellenz zu sein.

Der Herr Baron Aehrenthal mag, wenn er ein bißchen Anlage zu philosophischen Betrachtungen über das Wesen der Menschen hat, jetzt zuweilen sehr heiter sein. Es ist noch keine drei Monate her, daß er mit Bismarck verglichen wurde. Der österreichische Bismarck hieß er. Er muß sich selbst gewundert haben, wie schnell man das wird. Und jetzt kann er es von allen Bierbänken schallen hören, in unserem geliebten deutlichen Wienerisch: Der Herr soll z' Haus bleib'n, wann er nig kann! Und irgendwo stand neulich gar zu lesen, jeder Attaché hätte das besser gemacht. Besser als der Bismarck vom Oktober. Mobilium turba Quiritium, mag er denken, wofern er im Zitieren so tüchtig ist wie der deutsche Kollege. Nun, ich weiß nicht, ob er ein Bismarck ist, ich kenne den Attaché nicht, der ihn ersetzen soll, ich kann es abwarten. In aller Ruhe muß ich aber doch sagen, als gelassener Zuschauer: Hier ist jedenfalls einmal einer in Österreich, der den Mut hat, an Österreich zu glauben oder doch so zu tun, wozu auch schon Mut gehört! Die schlimme Gewohnheit unserer Staatsmänner, gleich zu erschrecken, wenn es je notwendig erscheint, irgend etwas zu tun, hat er offenbar nicht. Er hat Vertrauen, in sich selbst und in sein Land, er hat Ehrgeiz, für sich selbst und für sein Land, und es scheint fast, als hätte er einen Willen. Einen Willen haben wir in Österreich lange nicht gespürt, bei den sogenannten Staatsmännern. Darin scheint er fast irgendwie mit unserer neuen Generation entfernt verwandt zu sein, irgendwie von weiten. Das Grundgefühl unserer neuen Generation in Österreich: ihre Verwunderung und Empörung, warum denn der Österreicher ausgeschlossen von Europa sein soll, dem er sich doch geistig und wirtschaftlich zugehörig weiß, ihre Leidenschaft, zu beweisen, daß wir auch noch da sind, ihre Bitterkeit und Scham, wenn uns zugemutet wird, überall zurückzusehen, immer nur an den Türen der anderen zu horchen und höchstens einmal, wie's der Deutsche Kaiser genannt hat, brav „sekundieren“ zu dürfen, dieses Grundgefühl der Generation, die sich das allgemeine Wahlrecht ertrotzt hat, scheint auch in ihm zu sein. Das glauben manche, die seit Jahren ungeduldig nach einer Politik des Mutes, und war's bis zum Hochmut, nach einer Politik, die nicht mehr immer nur hinter den

anderen herläuft, nach einer eigenen Politik verlangt, in ihm zu spüren, und haben so eine vage Neigung für ihn bereit, die freilich, wieder enttäuscht, arg umschlagen kann, da auch in jenen Österreichern, die sich aufgerafft haben, wieder zu hoffen und an sich zu glauben, doch der alte Hang zum Zweifel, zum Spott, zum Argwohn immer noch lauert. Ob er enttäuschen wird? Ob es ihm glückt? Dabei kommt's wohl nicht bloß auf ihn an.

Seine Freunde sagen ihm die Kraft zu, eine österreichische Politik im Großen zu versuchen. Nehmen wir an, er wäre der Mann dazu. Dann bleibt noch immer die Frage: Hat er auch die Mittel dazu? Nehmen wir an, einer wäre ein großer Stratege, was hilft's ihm, wenn er kein Heer hat? Das Heer aber, das einer braucht, um eine österreichische Politik im Großen zu versuchen, ist eine moderne Verwaltung und eine moderne Diplomatie. Die muß er sich schaffen, weil wir sie nicht haben, weder eine Verwaltung, die fähig wäre, die Bedingungen unserer Landwirtschaft, unserer Industrie, unseres Handels und ihre Bedürfnisse und ihre Sorgen zu kennen und also zu wissen, was jede Maßregel der äußeren Politik im Innern ergeben wird, wie sie auf dem Markt wirkt, ob sie die Wirklichkeiten der arbeitenden Menschen stärken oder schwächen wird, noch eine Diplomatie, die fähig wäre, ihm die Stimmungen der Völker, ihren wirklichen Willen und also ihr notwendiges Verhalten zu unseren Zwecken der Wahrheit gemäß zu berichten. Es zeigt sich ja schon jetzt in der bosnischen und der serbischen Angelegenheit, daß er weder die Wirkungen seiner Politik auf unseren Markt, noch die Stimmungen der anderen Staaten vorausgesehen hat. Er ist falsch informiert gewesen. Er wird nie wahr informiert sein, solange er sich nicht eine neue Verwaltung und eine neue Diplomatie schafft. Unsere Verwaltung ist die schlechteste und unsere Diplomatie ist die dümme. Unsere Verwaltung besteht aus näselnden Herren mit langen Nasen und hohen Stiefeln, die auf die Jagd gehen und, wenn sie am achtzehnten August den Toast auf den Kaiser gehalten haben, einen Urlaub nehmen müssen, um sich von der geistigen Anstrengung zu erholen; es sind gute Menschen, die Ruhe brauchen. Unsere Diplomatie besteht aus Tänzern, Tennisspielern und Sherlock-Holmeslesern, die in jedem Lande die Hotels und die Bordelle kennen, eine Amerikanerin heiraten wollen und nie gelernt haben, mit einem wirklichen Menschen zu verkehren und eine wirkliche Meinung anzuhören. In Konstantinopel sitzt

ein Markgraf, als ob er auf dem Monde säße; jedes kleine Handlungshaus hätte einen solchen Kommiss schon weggejagt. Jeder pariser Korrespondent einer wiener Zeitung weiß von Frankreich mehr als unser Botschafter dort, der alles erst aus der „Neuen Freien Presse“ erfährt, aber nicht die Gabe hat, sie wenigstens richtig zu lesen. Und es konnte geschehen, daß Uehrenthal sich in seinem Kalkül auf den deutschen Freund verließ; keiner unserer diplomatischen Kundschafter hat ihn gewarnt, daß der deutsche Freund froh sein muß, sich der eigenen Nöten zu erwehren, und es, wenn wir sein Schwert anrufen, bei einigen artigen Versicherungen angestammter Sympathie bewenden lassen wird. Jeder österreichische Reporter in Berlin, jeder wiener Volontär bei einer berliner Bank, und wer von uns nur je zwei Wochen in einem berliner Café saß, hätte ihm das sagen können. Jetzt aber hat er es und soll mitten darin auf einmal die Politik des Reiches nun plötzlich, wie man's nennt, anders orientieren: nach der englischen Seite hin. Und hat doch auch dort keinen, dem er zutrauen kann, daß er mit klarem Verstand unterscheide, was an allen diesen Versprechungen und Verlockungen bloß eine List der Verlegenheit ist und was einen festen Grund in wirklichen Bedürfnissen hat. Und hat doch auch in Rom keinen, der, ohne nach den Schwägern zu fragen, den Sinn der Nation verstehen könnte. Er hat überall keinen. Wie will er sich da, so lange wir hier ohne Verwaltung, draußen ohne Diplomatie sind, einer Politik im Großen vermessen, aus dem Leeren, ins Blaue?

Und wie soll es ihm gelingen, sich den Apparat, den er braucht, zu schaffen, eine Verwaltung und eine Diplomatie, solange diese doch für unseren Adel reserviert sind, der es als sein historisches Recht ausspricht, von staatswegen versorgt und ausgehalten zu werden? Hat er wirklich den Glauben an ein neues Osterreich und den Mut dazu, so muß dieser Glaube, muß dieser Mut ihn zwingen, die Folge des allgemeinen Wahlrechts zu ziehen, und nun auch die Verwaltung, auch die Diplomatie zu demokratisieren. Schon scheint der Graf Thun, der bei weitem nicht so dumm ist, als er sich gern öffentlich stellt, dies zu merken und legt insgeheim seine Schlingen.

Zwei Worte, die man sich merken mag, hat der letzte Monat noch gebracht. Auf irgendeinem seiner tausenden und brausenden Feste hat der Bürgermeister ausgerufen: Gott vernichte alle Feinde des Kaisers! Der

alte Lueger scheint seine Vergangenheit schon ganz zu vergessen. Weiß er nicht, daß dieser Gott, den er angerufen hat, der Gott des Zorns und der Rache, der vernichtet, daß das der Gott des alten Testaments ist, der Gott der Juden? Christen haben einen anderen, hört man wenigstens von allen Kanzeln predigen. Und ein anderer von dieser ehemals christlichen Partei des Lueger hat sich in offener Sitzung über die Zudringlichkeit der Armen beklagt und hat erzählt, daß er stets, wenn er als Armenrat mit Armen verkehren muß, einen Revolver auf dem Schreibtische liegen habe, und hat dann noch gesagt: „Ich wünschte nur, daß die Armenräte uniformiert werden, und jeder soll eine ordentliche Hundspeitsche in die Hand bekommen, damit er sich vor dieser Sippe hüten kann.“ Das war die Bergpredigt im wiener Gemeinderat.

Unter Herbststernen

Erzählung eines Wanderers von Knut Hamsun

(Fortsetzung)

Ab und zu kam es mir vor, als ob die gnädige Frau bedauere, daß ich für die Küche verloren war. So stellte es sich mir wenigstens dar. Eines Abends, während wir aßen, sagte sie zu mir: „Wie ich von den Knechten gehört habe, sind Sie dabei, eine Maschine anzufertigen?“

„Er müht sich mit einer neuen Art Säge ab,“ sagte Falkenberg, „aber es ist ihm doch zu schwer.“

Darauf gab ich keine Antwort; ich war schlau, und zog es vor, zu leiden. Verkannt zu werden, war von jeher das Schicksal aller Erfinder gewesen. Wartet nur, meine Zeit wird schon noch kommen! Manchmal konnte ich dem Drang, mich den Mädchen zu offenbaren und ihnen zu sagen, daß ich besserer Leute Kind war, daß mich aber die Liebe auf Irrwege geführt habe, fast nicht widerstehen. Jetzt suchte ich Trost in der Flasche. O ja, wahrhaftig, der Mensch denkt und Gott lenkt . . . es hätte ja der gnädigen Frau später zu Ohren kommen können.